

publiziert in:

Lanfranchi, A. (2004). Aus Secondos werden Stars. Integration von Eingewanderten als Transformationsprozess. *Psychoscope*, 25 (3), 6-9.

Integration von Migranten als Transformationsprozess

Migration ist janusköpfig. Psychologinnen und Psychologen werden v.a. mit den Schattenseiten konfrontiert. Dabei ist Migration fast immer Entwicklung, oft Innovation und manchmal Befreiung. Nach dem Psychotherapeuten und Migrationsexperten Andrea Lanfranchi tun Professionelle gut daran, sich von einem ressourcenorientierten statt problemzentrierten Blick leiten zu lassen. Wir müssen Veränderungen auf beiden Seiten (Migranten und Aufnahmegesellschaft) fördern – und nicht stecken bleiben bei der Konstatierung kultureller Unterschiede.

Was ist Integration und wie verläuft sie? Wie können sich Zugezogene – ein Mann, eine Frau, ein Kind, eine Familie – am neuen Wohnort integrieren, und was heisst das für ihre Identität? Gibt es neben Situationen gelungener und nicht gelungener Integration auch „Überanpassung“ mit dem Verlust der eigenen „kulturellen Wurzeln“? Dieser Beitrag skizziert einige Antworten auf diese komplexen und uns allen nahe stehenden Fragen. Entscheidend dabei: Wie können wir in Beratung und Therapie dazu beitragen, dass Migrantinnen und Migranten Integrationsprozesse gelingen – anstelle von Marginalisierung, Stagnation und in manchen Fällen Symptombildungen?

Eingliederung statt Angleichung

„Ausländer müssen sich anpassen, wenn sie bei uns bleiben wollen“ – hört man nicht selten im Volksmund, und nicht nur bei den Mitgliedern jener Partei, die „dem Volk“ nahe steht, sondern auch bei Professionellen in psychosozialen Berufen. Grundsätzlich ist diese Aussage richtig – obwohl sie nach Marschbefehl tönt und von Beginn an unmissverständlich die Machtverhältnisse markiert. Es fragt sich nur: Was heisst das genau, Anpassung? Wenn da Angleichung gemeint ist: An welchen Normen, Werten, an welcher Kultur? Und was heisst „bei uns“? Ein „bei uns“ gibt es heute vielleicht noch in Obertschappina oder Campo Blenio, kaum aber in Dietikon oder Muri. Nach älteren gemeindesoziologischen Auffassungen ging man davon aus, dass Wohnorte über die lokale Kultur mit Gemeinschaft und Nachbarschaft verbunden waren, und dass Zuwanderer in die lokale Kultur integriert werden sollten, um Teil der Gemeinschaft zu werden. In der globalen Stadt und

Agglomeration tendieren heute die Menschen hingegen dazu, der Öffentlichkeit gegenüber gleichgültig zu werden. Was ausserhalb des Privaten steht, hat seine grundlegende Bedeutung für Individuen und soziale Beziehungen weitgehend verloren, sodass im Öffentlichkeitsbereich globaler Wohngegenden Gefühle der Zugehörigkeit kaum mehr existieren. Auszumachen sind einzig Subgruppen „als Milieutypen prekärer Zugehörigkeit“ (Berger, Hildenbrand, & Somm, 2002). Nehmen wir das Beispiel eines ehemaligen Bauerndorfes mit explodierender Entwicklung wie Spreitenbach, bestehend aus einem riesigen Einkaufszentrum, Wohnsiedlungen und Schnellstrassen. Da leben und arbeiten sehr unterschiedliche Milieutypen wie Alteingesessene, Neu-Zugezogene Schweizer unterschiedlicher sozialer und politischer Provenienz, Zweit-Generations-Ausländer (meistens Italiener) und neue Arbeitsmigranten und Flüchtlinge in engem Raum. In solchen Verhältnissen ist es ziemlich schwierig auszumachen, was die dominante Kultur ist, obwohl die Alteingesessenen selbstverständlich von „Schweizer Kultur“ reden und Anpassungsschritte in diesem Sinne erwarten. Kulinarisch ausgedrückt: Soll Integration in einer solch konflikthaften Konstellation von Menschen mit sehr unterschiedlichen Geschichten und Lebensentwürfen ein Einheitsbrei sein? Die Antwort ist klar: nein. Da muss so etwas wie ein indisches Buffet zubereitet werden, im Sinne einer friedliche Koexistenz von verschiedenen Gemüse- und Fleischvarianten, die lange kochen müssen und trotzdem jede für sich ihren eigenen Geschmack beibehalten soll.

Lokale Kultur der Differenz – was heisst das für Zugewanderte?

Nach einer Studie des deutschen Soziologen Bruno Hildenbrand (Uni Jena und Ausbildungsinstitut für systemische Therapie und Beratung Meilen) ist der Zürcher Stadtteil Aussersihl trotz Drogenelend, Prostitution und Gewalt nur deshalb nicht ins soziale Chaos abgerutscht, weil über Generationen hinweg besondere Strategien entwickelt wurden, mit denen sich das Nebeneinander unterschiedlicher Kulturen meistern lässt. Notwendig ist nach Hildenbrand und seinen Forschungsmitarbeiterinnen Christa Berger und Irene Somm weder Indifferenz oder „laissez-faire“, noch Ausweichstrategien als forcierte Nicht-Sichtbarkeit wie im Falle der Prostitution, und auch nicht rigide Integrations- oder sogar Assimilationszwänge, die zu vermehrtem Ausschlussverhalten führen, sondern das Herstellen einer lebendigen lokalen Kultur der Differenz. Für viele Migrantinnen und Migranten sind die Stadtkreise 4 und 5 eine Art Sprungbrett für eine gelungene Integration in anderen Quartieren oder anderen Regionen. Von Beginn an finden sie dort ein Umfeld vor, in dem sie sich trotz ihrer anders geprägten Lebensweise zugehörig fühlen. Die ethnische Bindung durch eigene Quartierladen, Vereine, Elterngruppen, Begegnungszentren etc. hat also ganz klar eine integrative Wirkung. Was muss aber mittel- und langfristig geschehen, damit Integration von

Fremden auch ausserhalb dieser vertrauten milieuhafte Verankerung gelingt, also nicht nur auf der schmalen Bandbreite des eigenen Strassenviertels oder des eigenen Arbeitsplatzes, sondern unter anderem auch auf der Ebene des Schulalltags der eigenen Kinder und des Erlernens der deutschen Sprache? Was müssen Fremde können, damit sie in der Fremde dadurch überleben, dass sie nicht mehr so fremd sind? Sie müssen die Fähigkeit entwickeln, sich selbst aus der Perspektive der Anderen wahrzunehmen und zu verstehen. Und sie müssen relativ rasch lernen, ihre Identität so zu adaptieren, dass so etwas wie eine mehrkulturelle (Günay, 2001) oder transitorische (Straub & Renn, 2002) oder nomadisierende (Pally, 1997) Identität entsteht. Je nach Situation und Referenzrahmen müssen sie sich also auf eine Mehrfachcodierung von personaler wie kollektiver Identität umstellen. Wenn das gelingt, aus eigener Kraft oder mit der Unterstützung von Anderen (Netzwerke wie Familie, Arbeitsplatz, psychosoziale Beratungsstelle, Teilnahme an Integrationsprojekten wie Sprachkurse, etc.) entsteht Multistabilität an Stelle von Labilität.

Gestaltung von Übergängen

Für uns Professionelle ist es nötig, dass wir ethnozentrische, konfliktorientierte Konzepte wie „Ich-Schwäche“ oder „Identitätsdiffusion“ zugunsten einer dynamischen, hybriden und deshalb für die Praxis weit nützlicheren Auffassung von Identitätsentwicklung überwinden. Integration gelingt, wenn Schwellen überschritten und Übergänge gestaltet werden können, wenn also Neues im Sinne der Strukturtransformation entsteht. Verlangt wird ein kreativer Akt im Umgang mit der Dialektik von Nicht-mehr-dort und Noch-nicht-hier, von Tradition und Modernität. Es geht also um mehr als die Verbindung von Dualismen, um mehr als den Aufbau einer statischen Zwischenwelt. Es geht um den Aufbau einer neuen prozesshaften Wirklichkeit des Übergangs.

Das konnte man kürzlich sehr gut in Music-Star beim Schweizer Fernsehen sehen: Unter den fünf Finalisten gab es neben den Schweizerinnen Daniela Brun und Carmen Fenk nicht weniger als drei „Neue-Schweizer“: Sergio Luvualu, Piero Esteriore und Mario Pacchioli. Kein zermürender Seiltanz zwischen Kulturen war da zu beobachten, keine „Entweder-oder“ und auch kein „Sowohl-als-auch.“ Diese Jugendliche sind weder entwurzelt noch überangepasst. Sie sind jenseits von „zwischen zwei Kulturen“ aufgewachsen und haben mit Bravour Ambiguitäten gemeistert, Widerspruchsfähigkeit aufgebaut.

Es stimmt, dass andere Migrationsjugendliche mit den Fäusten im Sack und Gewalt gegen innen aufwachsen. Wiederum andere reagieren offensiv und manifestieren die Gewalt gegen aussen. Und schliesslich gibt es auch Situationen des Rückzugs in Subkulturen und der Revitalisierung des Ethnischen. Phänomene wie Music-Star und neuste Studien (Bolzman, Fibbi, & Vial, 2003) zeigen jedoch, dass die Integration bei einem beträchtlichen Teil der jetzt

aufwachsenden Migrationsjugendlichen eine Erfolgsgeschichte ist. Der Grund liegt in den gelungenen Transformationsprozessen der primären und sekundären Sozialisationsinstanzen, allen voran Familie und Schule: Die Familie ermöglicht sowohl Bindung als auch Autonomie, die Schule erfüllt all die relevanten Qualitätskriterien von gutem Unterricht (dazu Lanfranchi, 2002, S. 58 ff.).

Im Folgenden möchte ich auf die Strukturveränderungen bei Familien (und bei Paaren) kurz eingehen, um abschliessend ein Transfer dieser Erkenntnisse auf die Situation von Migrantinnen und Migranten zu machen.

Gelungene Gestaltung von Übergängen bei Paaren und Familien

In der systemisch-psychotherapeutischen Literatur wurden Transformationsprozesse vor allem aus dem Blickwinkel funktionierender Paare und Familien untersucht:

- Welter-Enderlin (2003) hat in einer älteren und jetzt neu aufgelegten Paarstudie die treffende Metapher der Wurzeln und Flügeln geprägt: Je mehr Boden unter den Füßen und je stärker die Wurzeln in der Gemeinschaft sind (das „Wir“ in der Lebenswelt des Paares), desto mehr kann der Partner oder die Partnerin die Flügel ausbreiten und desto besser kommen beide mit dem Individualisierungsprozess unserer Zeit zurecht.
- Olson & McCubbin (1983) haben auf der Ebene des Familiensystems die zwei Elemente der Familienkohäsion und -adaptation untersucht und herausgefunden, dass Familien in diesen zwei Dimensionen zu einer gelungenen Balance kommen müssen, um den Alltag ohne grössere Probleme meistern zu können: Zu viel Nähe auf der Kohäsionsdimension führt zur Verstrickung („enmeshment“), zu geringe Nähe zum Rückzug („disengagement“); eine zu starke Anpassungsfähigkeit schafft Chaos, eine zu schwache bewirkt Rigidität.

Gestaltung von Übergängen bei Migrierenden

Genau das, nämlich balancieren können zwischen Wurzeln und Flügeln, zwischen Kohäsion und Adaptation, zwischen Orientierung nach Innen (Pflege von Traditionen, Rituale, Intimität, binnenfamiliäre Kommunikation) und Öffnung nach Aussen (Vernetzung, Aktivierung von Hilfen bei Problemen, aussenfamiliäre Kommunikation) müssen Migrantinnen und Migranten tun können, wenn sie in der Aufnahmegesellschaft im Sinne einer gelingenden Integration Fuss fassen wollen. Freilich: solche Balanceakte in der Gestaltung von Prozessen des Übergangs sind alles andere als einfach. Vor allem gelingen sie nicht von heute auf morgen. Für die Praxis der systemischen Beratung und Therapie hat sich als nützlich erwiesen, den Wandel als Phasenmodell zu betrachten (Lanfranchi, 2004, in Anlehnung an Sluzki, 1979):

1. Vorbereitung der Migration:
Wer trifft die Entscheidung auszuwandern und aus welchen Gründen? Probelauf oder definitive Auswanderung? Gesetzlich geregelt oder „illegal“?
2. Erste Schritte im Aufnahmeland:
Auf welche Unterstützungssysteme kann die eingewanderte Person oder Familie zurückgreifen? Von welchen Motivationen und Gefühlen wird ihr Handeln geleitet?
3. Konsolidierung und eventuell Konfliktverleugnung:
Insbesondere im Falle einer vorgängigen Einwanderung eines Familienmitglieds (häufig der Ehemann bzw. der Vater), stellt sich die Frage, wie der Erfahrungsvorsprung genützt, wie die Nachkommen in die neue Umgebung eingeführt werden.
4. Flexibilisierung und eventuell Krise:
Wie gehen zugewanderte Personen, Erwachsene wie Kinder, mit Veränderungen im Rollenverständnis um?
5. Anschluss und Integration:
Werden überlieferte Sinnzusammenhänge und Lebenslaufmuster, die angesichts einer veränderten Situation nicht mehr zur Orientierung taugen, umgearbeitet und unter Umständen mit neuen Kulturelementen einer neuen Synthese zugeführt? Oder gelingt diese neue Synthese nicht? (Hat einen Rückzug in die ethnische Minorität zur Folge).

Im Rahmen eines solchen dynamischen Verlaufsmodells sind Momente der rigiden Verstrickung nichts Pathologisches, sondern normal und absehbar. Der Versuch, die Stabilität der Familie zu erhalten, bewirkt während der dritten Phase, dass häufig überkompensiert wird: Familienregeln werden strikter gehandhabt und in der Familienorganisation herrscht eine gewisse Starrheit vor. Die Familie entwickelt einen großen Zusammenhalt. Als Überlebensprinzip leistet sie Widerstand gegen Einwirkungen von aussen. Wird die nächstfolgende vierte Phase der Flexibilisierung (und entsprechender Destabilisierung) zugelassen, stehen die Chancen gut, Konflikte zu bearbeiten, anstatt sie zu vermeiden oder zu verdrängen. Dies begünstigt Veränderungen und ermöglicht eine vielschichtige Verankerung in der Lebenspraxis der Aufnahmegesellschaft. Das krisenhafte Geschehen der vierten Phase dient demzufolge paradoxerweise genau dazu, die familiäre Stabilität durch eine Erschütterung dieser Konstellation zu erhalten.

Nicht alles kann von den Migranten selber kommen. Was bedeutet es, wenn die Aufnahmegesellschaft solche Veränderungsprozesse nicht unterstützt, sondern vielleicht sogar torpediert, weil sie den Wert sowie die besonderen Leistungen von Zuwanderern nicht

anerkennt und deren Kräfte nicht erkennt? Wo fließen diese Stärken hin? In Symptombildungen, ethnische Fixierungen, in den Aufbau starrer Feindbilder, in Gewalt? Vor allem im Hinblick auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen lautet die Frage: Wie können ihre oft unentdeckten Potenziale aufgespürt werden? Wie kann diesen Potenzialen Raum gegeben werden?

Die soziale, ökonomische und schulische Integration sind bekanntlich nicht lediglich ein Imperativ der Migranten selber, sondern auch der Aufnahmegesellschaft: Im Zentrum des Integrationsbegriffs stehen Teilnahme an Entscheidungsprozessen und Teilhabe an öffentlichen Gütern sowie Chancengerechtigkeit. Integration ist nicht primär ein Problem der kulturellen Distanz „der Ausländer“, weil moderne Gesellschaften ohnehin pluralistisch sind und eine homogene (etwa nationale) Identität weitgehend eine Fiktion ist. Integration gelingt, wenn sich das Feld der Partizipationsmöglichkeiten von Eingewanderten auf der sozialen, ökonomischen und politischen Ebene sukzessive ausweitet (Wicker, 2003).

Vielfältige integrationsfördernde oder –hemmende Momente ergeben sich je nach Bildungs- und finanziellen Ressourcen, Gesundheitslage und psychischer Grundverfassung, Wohnumgebung, verwandtschaftlicher und sozialer Beziehungsnetze sowie Aufenthaltsperspektiven. Auch die Reaktionsmuster der Aufnahmegesellschaft gegenüber angeworbenen oder sich selbst eingeladenen „Fremden“, sowie die getätigten oder unterlassenen Investitionen zur Förderung des Zusammenlebens sind entscheidend, ob Integration bei Individuen, Familien und Gruppen gelingt. Insofern ist Integration ein gegenseitiger Prozess, der die Offenheit der Aufnahmegesellschaft genau so voraussetzt wie die Bereitschaft der Zugewanderten, Anpassungsleistungen zu erbringen.

Fazit

Die transnationale Mobilität hat in den zurückliegenden Jahrzehnten stark an Bedeutung gewonnen. Heute kann kein westeuropäisches Land auf Zuwanderung verzichten, nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen und wegen des Bevölkerungsrückganges. Nicht Abschottung ist die Lösung, sondern eine vernünftige Zuwanderungs- und Integrationspolitik. Am erfolgreichsten wird nicht dasjenige Land sein, das Zuwanderung am wirksamsten verhindert, sondern dasjenige, das sie am besten steuert. Der grundsätzliche Wechsel vom alten Gastarbeiter-Modell zu einer neuen Migrationspolitik zeigt erste Konturen auf den Standbeinen einer gesteuerten Zuwanderung und der Integration. So lange eine solche zusammenhängende Politik jedoch nicht voll ausformuliert ist, gibt es Orientierungsschwierigkeiten und Verhärtungen. Diese sind auch auf der Ebene der Beratung und Therapie zu spüren: Professionelle sind von Verunsicherungen in Bezug auf ihre Positionierung in der „multikulturellen Gesellschaft“ nicht gefeit.

Der Autor

Prof. Dr. Andrea Lanfranchi ist Herausgeber des Praxishandbuchs „Therapie und Beratung von Migranten. Systemisch-interkulturell denken und handeln“ (Beltz, 2004 – zusammen mit Janine Radice von Wogau und Hanna Eimmermacher). Er arbeitet als Psychotherapeut in eigener Praxis und beim Ausbildungsinstitut für systemische Therapie und Beratung in Meilen, sowie als Dozent und Forscher an der Hochschule für Heilpädagogik in Zürich.

Anschrift: Haltenweg 28, 8706 Meilen. E-Mail: andrea.lanfranchi@swissonline.ch

Bibliographie

- Berger, C., Hildenbrand, B. & Somm, I. (2002). Die Stadt der Zukunft. Leben im prekären Wohnquartier. Opladen: Leske + Budrich.
- Bolzmann, C., Fibbi, R. & Vial, M. (2003). «Secondos». Le processus d'intégration des jeunes adultes issus de la migration espagnole et italienne en Suisse. Zürich: Seismo.
- Günay, E. M. (2001). Kultur im Wandel. "Mehrkulturelle Identität" bei Migrationsfolgegenerationen. Köniz: Edition Soziothek.
- Lanfranchi, A. (2002). Schulerfolg von Migrationskindern. Die Bedeutung familienergänzender Betreuung im Vorschulalter. Opladen: Leske + Budrich, Reihe Familie und Gesellschaft, Band 28.
- Lanfranchi, A. (2004). Migration und Integration - Gestaltung von Übergängen. In J. Radice von Wogau, H. Eimmermacher & A. Lanfranchi (Hrsg.), Therapie und Beratung von Migranten. Systemisch-interkulturell denken und handeln (Praxishandbuch) (S. 13-30). Weinheim: Beltz.
- Olson, D. H. & McCubbin, H. I. (1983). Families - What makes them work. Beverly Hills: Sage Publ.
- Pally, C. (1997). Annäherung an Identität. Beschreibung des Spannungsfeldes zwischen der Innenwelt und der Aussenwelt mit Hilfe des dialogischen Konzeptes. Zürich: Psychologie & Dialogik.
- Sluzki, C. E. (1979). Migration and Family Conflict. Family Process, 18 (4), 379-390.
- Straub, J. & Renn, J. (Hrsg.). (2002). Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt: Campus.
- Welter-Enderlin, R. (2003). Paare - Leidenschaft und lange Weile. Freiburg: Herder.
- Wicker, H.-R. (2003). Einleitung: Migration, Migrationspolitik und Migrationsforschung. In H.-R. Wicker, R. Fibbi & W. Haug (Hrsg.), Migration und die Schweiz. Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms "Migration und interkulturelle Beziehungen" (S. 12-62). Zürich: Seismo.